

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums

Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog

Band: 1 (1945)

Artikel: Die Kreuzritter

Autor: Kurz, Gertrud

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-960661>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Kreuzritter

Von GERTRUD KURZ, Leiterin der Kreuzritterbewegung in der Schweiz

Im Jahre 1930 schrieb Pfarrer Eduard Thurneysen (Basel) im Zwinglikalender unter dem Titel: „Der Friedensraum“ einen Bericht über die Erlebnisse Etienne Bachs im besetzten Ruhrgebiet.

Es ist neben einem andern Bericht von Arnold Lüscher, der uns viele wertvolle Dienste leistete, das Beste, was über die Begebenheiten in Datteln und Gelsenkirchen geschrieben wurde, und da dieser zum Ausgangspunkt unserer Kreuzritter-Arbeit wurde, so kann es auch für unsern heutigen Bericht keinen bessern Anfang geben als eben diesen Artikel: „Der Friedensraum“! Wir geben ihn in seinem ersten Teile wieder:

1923.

Es soll vorkommen, daß mitten drin im Tosen eines Orkans ein Raum und Platz sich findet, wo vollkommene Windstille herrscht, wo die Gewalt des Sturmes gebannt ist, wo Friede walte mitten im Kampf der Elemente. Ringsum heulen die wilden Wetter; wie eine Meute losgelassener Hunde umkreisen sie den Friedensraum, aber betreten dürfen sie ihn nicht. Sie werden zurückgehalten von einer unsichtbaren Hand, und dem, der dort weilt, wird kein Haar gekrümmkt. Es sei hier ein Bericht erstattet über eine Begebenheit, bei der diese merkwürdige Naturerscheinung sich zu wiederholen scheint — aber freilich nicht draußen vor unsern Fenstern, sondern drinnen im Menschenleben.

Im Jahre 1923, als die französische Besetzungsarmee ins deutsche Ruhrgebiet eingebrochen war wie in Feindesland, diente in ihren Reihen als Offizier, der Elsässer Etienne Bach.

Er stammte aus einem protestantischen Hause, und in der Öde des Militärbetriebes empfand er das Bedürfnis nach Anschluß und Umgang mit Gleichgesinnten. An lustigen Kumpanen hätte es ihm sicher nicht gefehlt. Aber er suchte etwas anderes.

Er klopfte bei einem deutschen Pfarrer an, von dem er wußte, daß er mit einem Kreis junger Leute regelmäßig sich um die Bibel sammelte. Was mag dieser deutsche Pfarrer gedacht haben, als eines Tages der Landesfeind in Gestalt dieses französischen Offiziers in seinem Studierzimmer stand, mit der seltsamen Bitte, ob er sich nicht hin und wieder bei diesen Zusammenkünften einfinden dürfe. Nun, er hat es leider ganz und gar nicht begriffen, dieser deutsche Kirchenmann, um was es ging. Er erklärte blind und bor-

niert, das sei völlig ausgeschlossen, daß der Franzose mit ihm und seinen Freunden zusammensitzen könne.

Bach suchte weiter. Irgendwo in einer Vorstadt saßen ein paar kleine, bescheidene Leute aus dem Volke ebenfalls um die Bibel zusammen — ohne Pfarrer! Und hier fragte er wiederum an. Und wiederum gab es erstaunte Gesichter, aber merkwürdig, diese Ungelehrten kümmerten sich schließlich doch nicht um seine Uniform, sondern sie sahen auf das, worauf hier einzig zu sehen war: Da steht einer an unserer Türe, ein Feind, keine Frage, aber wenn es wahr ist, was eben in dieser seltsamen Bibel zu lesen ist, die da aufgeschlagen auf dem Tische liegt: „Liebet eure Feinde...“, ja eure Feinde, während sie noch Feinde sind und deßungeachtet, daß sie es sind, liebet sie! Und das heißt ganz gewiß nicht irgend etwas Verschwommenes, Undeutliches, sondern das heißt: rechnet sie zu euch, sehet sie an als solche, die, so wahr Jesus Christus da ist für sie wie für euch, zu euch gehören, ... ich sage: wenn das wahr ist, und es ist wahr! dann kann es nur eines geben: die Türe auftun und ihn hereinlassen zu uns, den Feind. Und das taten sie.

Und da begann auch schon jener merkwürdige Friedensraum sich um sie zu legen. Etienne Bach blieb zwar der französische Offizier, der er war, und sie blieben die von ihm und seinesgleichen bedrückten und bedrohten Deutschen, die sie waren.

Aber sie waren zugleich und zusammen noch etwas anderes, drittes. Die Barrikade ging immer noch weiter mitten durch zwischen ihnen, aber sie wußten sich diesseits und jenseits der Barrikade geheimnisvoll umschlossen von diesem Raume. Nicht nur so war es, daß diesseits der Barrikade ein Kreis war, der sich um die Bibel sammelte, und jenseits der Barrikade war auch einer.

Franzosen und Deutsche, die jeder für sich die Bibel lesen, das hatte es immer schon gegeben, das wäre warhaftig nichts Neues gewesen. Aber Franzosen und Deutsche, die die Bibel miteinander lesen, und zwar mitten im Sturm, im Sturm dieser furchtbaren Besetzungstage, das war das andere, neue, unbekannte, das sich hier ereignete.

Doch es geschah noch mehr. Am Karfreitag dieses Jahres hatte Bach das Verlangen, nicht nur mit seinen deutschen Freunden zusammen in einem Hinterstüblein die Bibel zu lesen, sondern einmal in aller Öffentlichkeit zur Kirche zu gehen. Rätselhaftes Verlangen eines Offiziers, doppelt rätselhaft, wenn man bedenkt, wie diese Kirche gerade im Kriege durch ihre Feldprediger immer wieder das Evangelium verraten, die Waffen gesegnet und zum Hasse, zum mindesten zu tüchtigem Dreinschlagen ermuntert hatte. Ja, rätselhaftes Verlangen — und doch, nur rätselhaft für den, der nicht weiß, daß die Stimme des Evangeliums selber, trotz allem Verrate an ihm, nicht zum Schweigen zu bringen ist, sondern immer wieder durchbricht auch in der

Kirche, rätselhaft nur für den, der nicht weiß, daß man diese Stimme gar nicht hört, wenn man sie mit anderen zusammen hört, rätselhaft nur für den, der nicht weiß, was es Großes, unersetzblich Großes ist um solch ein Hören, ein Singen und Beten gemeinsam, gemeinsam mit allem Volk, wie es sich zusammenfindet in der Kirche, wildfremd zusammengeweht von der Straße weg und nun doch eins in eben diesem Hören, Singen und Beten.

Kurz, Etienne Bach geht zur Kirche. Er sucht freilich nicht einen Dom auf, sondern — und das ist vielleicht der beste Ort zu diesem gemeinsamen Hören, Singen und Beten, besser als unsere Dome und Münsterkirchen — er sucht die Kirche auf, die mitten im Arbeiterviertel steht, dort, wo die kleinen, die gedrückten, die entrechteten Menschen wohnen.

Mit ihnen sitzt er zusammen, soweit sie überhaupt zur Kirche kommen. Seltsame Blicke treffen ihn, nicht nur freundliche. Aber er singt so laut, so andächtig ihre Lieder mit, und er hört so aufmerksam, so gesammelt auf die Predigt des Pfarrers. Doch während er dasitzt, sieht er etwas: der Abendmahlstisch ist gedeckt! Daran hatte er nicht gedacht, als er hier eintrat. Was tun? Sollte er am Abendmahl teilnehmen? Aber ging das an? Er, der Offizier in Uniform, unter all den Deutschen? Gab das nicht ein unerhörtes Aufsehen? Riskierte er nicht, am Abendmahlstisch vom Pfarrer zurückgewiesen zu werden? Würde sich die Gemeinde nicht bedanken, mit ihm, dem verhaßten Feinde, zusammen Abendmahl zu halten?

Aber nun stieg es groß und bezwingend in ihm auf: Zum Abendmahl treten — das heißt auf alle Fälle, an jenen unbegreiflichen, unerhörten Ort zu treten, wo das Kreuz steht. Am Kreuze aber hängt Er, Jesus Christus selber, Er, vor dem keiner mehr Deutscher ist und keiner mehr Franzose, sondern nur Mensch. Am Kreuze hängt Er, den wir alle, wir Menschen aus allen Völkern und Zeiten hassen, verfluchen und verachten, weil er so unerhört anders ist als wir, weil er keine Gewalt übt, weil er kein Geld hat und keinen glänzenden Namen, keine Ehre und kein Ansehen, weil er keine Waffen trägt und sich nicht durchsetzt, und weil er das alles gar nicht haben, tragen und sein will, und weil er uns gerade damit, gerade in diesem seinem unerhörten Anderssein so gewaltig den Weg vertritt und uns zur Rede stellt, wie kein zweiter sonst in der Welt.

Am Kreuze hängt Er, der uns aber auch allen vergibt, vergibt unseren Haß, unsere Ablehnung, unseren Hohn und Spott, mit dem wir ihn immer wieder krönen, und ihnen allen vergibt, den Deutschen und den Franzosen, denen diesseits und denen jenseits der Barrikade.

Ist das wahr — oder ist das eine Lüge? Gilt das Kreuz — oder gilt es nicht?

Es gilt, sagst du? Aber wenn es gilt, was können wir dann anderes tun, als: — es gelten lassen?

Das Kreuz gelten lassen, ob es uns gefällt oder nicht, das Kreuz gelten lassen, während wir noch mitten in dieser furchtbaren Welt drin stehen, die das Kreuz verachtet, das Kreuz gelten lassen, während wir selber ein Stück dieser Welt sind, selber diese Verachtung des Kreuzes in uns tragen, vielleicht nicht mit Worten, aber indem wir immer neu unsere Wege gehen am Kreuz vorbei — und nun trotzdem, gegen uns selber und über alle verkehrten Menschenwege hinweg das Kreuz gelten lassen!

Das Kreuz gelten lassen, das hieß aber in dieser Stunde, in dieser Lage für Etienne Bach ganz einfach: zum Abendmahl gehen. (Vielleicht heißt es das auch für uns, mehr als wir meinen!)

Und so ging er denn zum Abendmahl, im Sturm dieser widerstrebenden Gedanken ging er zum Abendmahl.

Aber nun, was geschah? Im Augenblick da er vorne stand, am Abendmahltisch, wer stand neben ihm? Sein erklärtester Feind, der Bürgermeister des Ortes.

Tag für Tag rang dieser Mann mit den französischen Militärs um die Rechte seiner Bevölkerung aufs erbittertste. Nie gab er freiwillig nach. Immer nur wich er der Gewalt. Und nun stand er neben ihm, dem französischen Offizier, um mit ihm das Abendmahl zu empfangen.

Der Pfarrer hatte die Gnade, Bach nicht zurückzuweisen. Freilich seine Hand zitterte, als er die Zeichen darbot. Und sie aßen und tranken vom gleichen Brote, aus dem gleichen Kelche. Sie ließen das Kreuz gelten über sich. Und das Kreuz erwies seine Versöhnungsmacht.

Als sie zurückgingen an ihren Platz, gaben sie sich stumm die Hand. Sie waren beide Feinde, und sie blieben Feinde, die sie einander sein mußten. Denn sie blieben Franzose und Deutscher im besetzten Gebiet. Aber um sie legte sich mitten im Feindsein, das aufzuheben nicht in ihrer Macht stand, der Friedensraum.

Von dieser Stunde an, sagt Etienne Bach, suchten sie mitten in den schwierigsten Verhandlungsmomenten, während sie sich gegenüberstanden, zwischen sich die Barrikade ihres Deutschseins und Franzoseseins, von einem Fall zum andern den Weg.

Und weil sie ihn miteinander suchten, fanden sie ihn auch; sie fanden Lösungen, die sie niemals gefunden hätten ohne jene entscheidende Begegnung dort in der Kirche, dort am Abendmahltisch, Lösungen, wie man sie nur findet, wenn man zusammen im Friedensraum steht.

Doch es geschah noch mehr. Eines Tages erschien der Bürgermeister von Gelsenkirchen beim General, der Bachs Vorgesetzter war. Er meldete, die Lebensmittel seien ausgegangen in seiner Stadt. Und nun drohen Arbeiterunruhen.

Bereits hätten die Kommunisten eine riesige Demonstrations-Versammlung angesagt, auf dem Platz vor dem Rathaus. Eine blutige Revolte werde ausbrechen. Was tun?

Da bleibt doch natürlich nur eines übrig: Militärcamions auffahren lassen, Stahlhelmsoldaten und Maschinengewehre draufpacken und hinein in die revoltierende Stadt, Straßen und Plätze besetzen und aufs Volk schießen! Haben die Regierenden in solcher Lage jemals eine andere Weisheit gekannt? Kennen sie bei uns etwa eine solche?

Der General dachte nach, er wußte auch keinen besseren Ausweg. Doch halt, da war ja jener seltsame Offizier, der so merkwürdig den Weg zu finden wußte mit diesen heilosen Deutschen. Etienne Bach fiel ihm ein. Mochte er auch diese verfluchte Lage lösen!

Bach bekam den Auftrag, in Gelsenkirchen zum Rechten zu sehen. Er bekam Soldaten, Maschinengewehre und Vollmachten. Und er ging. Der Tag der Demonstration brach an. Aber was tat er? Er tat vor allem eines, etwas Verborgenes, Inwendiges. Er dachte an jene Begegnung am Karfreitag, er dachte an den Friedensraum, der sich seither um ihn und seine Feinde gelegt hatte. Mußte er ihn nun doch verlassen? Ging es nun doch nicht mehr länger mit dem Suchen nach gemeinsamen Lösungen? Gab es nun auch für ihn nur noch das Maschinengewehr, das Schießen ins Volk, das Massaker?

Er warf sich nieder im Gebet. Und dies sein Beten in dieser furchtbaren Lage war nicht bloß ein frommes Mätzchen. Er betete auch nicht um Waffen-glück. Er sandte kein Stahlhelmgebet empor, sondern er dachte an seine Verantwortung für den Feind, der auch in dieser Stunde, ja gerade jetzt sein Nächster war, freilich ein seltsamer Nächster, verhüllt als Nächster bis zur Unkenntlichkeit vor ihm, und dennoch sein Nächster. „Liebet eure Feinde!“

Und dann stand er auf. Und tat etwas unerhört Kühnes. Er gab den Befehl an seine Soldaten, sich zu entwaffnen. Er ließ sie abtreten mit der Weisung, sich harmlos unters Volk zu mischen, sodaß jedermann sehen konnte, hier wird nicht geschossen.

Unterdessen füllte sich der Platz mit einer tausendköpfigen Menge. Von allen Seiten kamen sie in dichten Scharen und in drohender Haltung. Bach aber öffnete ein Fenster, trat auf einen Balkon hinaus und hob die Hand auf zum Zeichen, daß er sprechen wolle. Es wurde still auf dem Platze. Und da sagte Bach ganz einfach: Ihr seht, wir haben uns entwaffnet. Ihr könnt uns massakrieren, wenn ihr wollt. Aber ich rate euch: tut es nicht. Es würde nicht gut herauskommen, auch für euch nicht. Ich verspreche euch aber, alle meine Vollmacht einzusetzen, um euch Brot zu beschaffen. Bis morgen wird Mehl in der Stadt sein. Und nun — räumt den Platz!

Und das Wunder geschah: kein Gejohle, kein Steinhagel, kein Sturm auf die Portale — ruhig ging das Volk auseinander.

Der Friedensraum hatte gehalten mitten im Sturm. Freilich nicht der Krieg war abgeschafft, im Gegenteil, Bach stand nach wie vor mitten drin im Kriege, aber mitten im Kriege war an dieser Stelle und in dieser Stunde ein großer, tapferer und vor allem ein wirklicher Schritt getan worden mitten hinein in den Frieden.

Woher die Kraft dieses Schrittes? Wir denken noch einmal an jenen Karfreitag, an das Kreuz und an die Begegnung zweier Feinde, in seinem Zeichen.

Ist es falsch geredet, ist es nicht vielmehr das einzige Zutreffende, wenn ich Antwort gebe in zwei Worten: Kirche und Abendmahl, sie waren hier, sie waren diesmal die Quellorte der Kraft. Kirche und Abendmahl — ja, wenn sie einmal wie hier wirklich und wahrhaftig sind, was sie sein möchten, was für Ströme des Friedens könnten von ihnen ausgehen in diese arme, friedlose Welt!

1923—1939.

Diese Schlußworte des ersten Teiles sollen uns hinüberführen in den zweiten Teil unseres Berichtes; denn sie haben sich in den folgenden Jahren unzählige Male bewahrheitet: immer wieder sind uns das Evangelium und das Abendmahl zur Quelle der Kraft geworden.

Von den letzten Wochen in Gelsenkirchen aber sagt Etienne Bach selbst:

„Immer neue Kreise luden mich ein und baten mich, ihnen von den französischen Protestanten zu erzählen. Und so habe ich oft ihren Sitzungen beigewohnt und das Wort ergriffen. Ich hielt sogar vor vollem Haus den Gottesdienst, beim Jahresfest der christlichen Vereinigung des Gelsenkirchener Gebietes. Als der Oberkommandierende, General Degoutte, von dem Vorkommnis Kenntnis erhielt, schickte er einen Offizier an Ort und Stelle, um die Sache zu untersuchen und schrieb mir, sobald er unterrichtet war: „Es gibt meines Erachtens kein besseres Mittel, um Frankreich Achtung zu verschaffen, als unter seinen Feinden als guter französischer Christ zu leben!““

Bei der Abschiedsfeier, die man für Etienne Bach veranstaltet hatte, versprach er, in seinem Land zu erzählen, was er in Deutschland erlebt hatte, wo er treue Freunde zurückließ.

So kehrte er als ein anderer nach Frankreich zurück — ein anderer, als der er ausgezogen war. Bald entwickelte sich ein umfangreicher Briefwechsel mit den deutschen Freunden, für welche er eifrig neue Korrespondenten in Frankreich suchte. Er selber aber unterbrach seine militärische Laufbahn, um sich (erst im Elsaß und später im westschweizerischen Valangin) ganz der Aufgabe zu widmen, die ihm seit der Ruhrbesetzung lieb geworden war. Er gab ihr Ordnung und Gestalt und den Namen „Chevaliers du Prince de la Paix“, der von den Deutschen in „Kreuzritter“ übersetzt wurde. Nach und nach gesellten sich zu den Freunden aus Frankreich und Deutschland auch solche aus England, Belgien, Holland und der Schweiz: Christen, denen das Problem Krieg und Frieden besonders am Herzen lag.

Durch alljährliche internationale Zusammenkünfte und einen Vortragsdienst in den verschiedenen Ländern; durch Jugendtreffen in der „Borcarderie“, dem Landhaus, das Etienne Bach und seiner Familie in Valangin zur Verfügung gestellt wurde; durch K.R.-Heime in Frankreich und in der Schweiz; durch einen Austauschdienst von Jugendlichen verschiedener Länder und endlich durch ein verbindendes Mitteilungsblatt, in deutscher, französischer und englischer Sprache, wurde versucht, die Verbundenheit der Mitglieder über die Grenzen hinweg zu stärken und die Mitverantwortung jedes Einzelnen zu wecken.

Zurückschauend auf die Arbeit der vergangenen Jahre möchte ich heute sagen, daß es kaum eine Aufgabe gibt, die so stark unser Mitbeteiligtsein und unsere Mitverantwortung als ganze Christen verlangt und die so schonungslos eigenes Versagen aufdeckt wie die Friedensaufgabe.

Ein Rückblick auf unsere jährlichen internationalen Treffen wird uns das noch deutlicher machen.

Der Empfang, der uns in mancherlei Ländern zuteil geworden ist, war ein recht verschiedener. Unvergeßlich bleibt mir derjenige von England. Die dortigen Freunde nahmen uns zuerst einmal mit — in die Tiefe. In großer Offenheit sprachen sie uns von dem, was

sie als Christen belastete, von Südafrika und von Indien. Diese brüderliche Offenheit schuf sofort eine ganz eigenartige starke Verbindung.

Viel später stieß ich einmal auf ein Wort (wiederum von Pfarrer Thurneysen):

„Alle Gemeinschaften gründen sich darauf, daß wir Menschen uns zusammenfinden in irgend etwas Idealem; aber überlegen wir uns doch: führt uns das wirklich zusammen? Hat nicht jeder wieder ein anderes Ideal, dem er nachjagt? ein anderes Vaterland, das er liebt, eine andere Familie, der er angehört, eine andere Geistesrichtung, die ihm die rechte zu sein scheint? Und so ist die Welt voll von Gemeinschaft? nein! voll vom Streit der Vaterländer, der Ideale, der Geistesbewegungen, der Kirchen, Gruppen und Parteien mit all ihren Idealen und Zielen.“

Wie aber kommen wir zum Frieden? Kann es anders geschehen, als daß wir von jeder Höhe heruntersteigen, daß wir uns nebeneinanderstellen, daß wir uns in der Tiefe finden als Brüder und Schwestern, von denen keines dem andern etwas vorhalten kann?

Dahin müssen wir uns stellen, wo die ersten Christen standen, dahin, wo wir ja wirklich schon stehen, unter das Kreuz Christi, wo man schuldig wird!“

Als ich dies Wort las, mußte ich an unsere Tagung in England denken; das hatten wir dort erlebt: wahre Gemeinschaft unter dem Kreuz Christi. Die ganze Tagung stand in diesem Zeichen brüderlicher, verstehender Offenheit und Verantwortung. Es wollte keiner mehr sein als der andere, und keiner nahm sich selbst als Maßstab; aber es bemühte sich jeder, wahr zu sein, und miteinander suchte man nach dem rechten Weg. Es waren dem Belgier die französischen Sorgen ebenso wichtig wie die eigenen, und die Engländer versuchten die großen Schwierigkeiten der Deutschen zu verstehen. Von der gemeinsamen Fürbitte für einander ging eine Kraft aus, die uns stark machte und zuverlässiglich.

Aber nicht jede Tagung verlief so sinngemäß und ungetrübt; denn nicht überall waren die notwendigen Voraussetzungen für eine Friedenstagung so geschaffen wie in England.

Wir befanden uns zudem zwischen zwei Kriegen, das spürten wir von Jahr zu Jahr stärker. Der erste Krieg war nicht überwunden,

ja man litt vielerorts noch unter seinen Nachwehen, als schon der neue Krieg begann! Und so führten auch unsere politischen Gespräche sehr oft zu „Explosionen“, die uns wohl ebenso unvergeßlich bleiben wie die starken Momente der Gemeinschaft. Sie mußten uns erst in jene Tiefen führen, von denen Pfarrer Thurneysen vorhin sagte.

Wir sind Etienne Bach dankbar, daß er den politischen Gesprächen einen Platz einräumte bei unsern Zusammenkünften. Denn sie waren es, die uns viel Klarheit gaben über uns selbst. Ohne sie wären wir wohl jedesmal als gute christliche Freunde auseinander gegangen, dankbar über die zuteil gewordene innere Stärkung und im sichern Gefühl, als „Friedensmenschen“ uns auch über die Landesgrenzen hinweg gut verstanden zu haben!

Aus dieser Gefahr der eigenen Sicherheit rettete uns die Leidenschaftlichkeit der politischen und national gefärbten Gespräche, die uns zeigten, daß sich unsere Friedenshaltung noch recht leicht erschüttern ließ. Es kam da manches zum Vorschein an Chauvinismus und Empfindlichkeit — ja an Feindseligkeit, die noch vom Krieg herrührte und nie ganz überwunden war.

Doch war es heilsam, diese Schwierigkeiten zu erleben. Und mehr als einmal durften wir nachher erfahren, daß vom gemeinsamen Abendmahl Ströme des Friedens ausgehen, deren wir gerade in der Not teilhaftig werden dürfen.

Über die erste Tagung, an der ich selbst teilnahm, schrieb ich später in unserem Mitteilungsblatt:

„Im Sommer 1931 trafen wir uns in Nordfrankreich: Franzosen, Deutsche, Engländer, Belgier, Holländer und Schweizer. Die französische Bevölkerung dieser Gegend, die den Krieg von 1914—18 sozusagen am eigenen Leibe mit erlebt hatte, nahm besonders die deutschen Freunde mit überströmender Liebe auf. Es ging ein derart brüderlicher Geist von ihr aus, daß wir davon aufs tiefste berührt waren. Täglich fanden Aussprachen statt zwischen den Menschen verschiedener Länder, aber auch zwischen Protestanten und Katholiken, von denen einige hohe Geistliche anwesend waren.

Die kleine Stadt Liévin, in der wir wohnten, liegt mitten im ehemaligen Kriegsgebiet. Eines Tages fuhren wir alle zusammen in die Umgegend, wo wir in den noch vorhandenen Schützengräben, in den ungeheuren Kriegs-

friedhöfen an die Furchtbarkeit des Krieges und an die dringliche Notwendigkeit ernster Friedensarbeit erinnert wurden.

In den französischen und englischen Friedhöfen blühten Rosen und Lavendel, und hätten nicht die Tausende von Kreuzen eine eindringliche Sprache geredet, so hätte man über all dem herrlichen Blühen auf grünem Rasen beinahe die Furchtbarkeit des Ortes vergessen können.

Dann plötzlich tauchte links von der Straße eine kaum übersehbare Gräberstadt auf: *Maison Blanche*, der deutsche Friedhof, in dem 38 000 deutsche Soldaten ruhen. Aber keine blühenden Rosen milderten hier den furchtbaren Eindruck: schwarze Kreuze ragten dunkel aus hellem Sand hervor. Erst später durften auch diese Gräber gepflegt werden; damals wirkten sie in ihrer Kahlheit erschütternd auf uns alle, besonders aber auf die deutschen Freunde. Ein schwerer Druck legte sich auf uns. Ratlos fühlten wir, wie Bitterkeit sich noch einmal zwischen uns aufrichtete, und kein Auge blieb trocken, als die Franzosen den Deutschen mit einem stummen Versprechen die Hand drückten.

Am Abend zuvor waren wir zur *Lorettohöhe* hinauf gewandert. Viel schwere, blutige Kämpfe hatten im Weltkrieg um diesen Hügel getobt und ihn in einen gewaltigen Soldatenfriedhof verwandelt. Mitternacht war nahe, als wir droben vor der Kirche von *Notre Dame de Lorette* standen. Immer wieder warf der Leuchtturm seinen hellen Schein über die ungezählten Kreuze zu unsren Füßen. Wie eine schwere Anklage lastete die Stille auf allen, bis einer von uns die erlösenden Worte fand: *Unser Vater! Unser Vater, der du bist in dem Himmel. Leise beteten wir alle in unserer Sprache mit: Notre père! Our Father!* und fühlten, wie die Spannung von uns wich: *Unser Vater, nicht dein und nicht nur mein Vater, sondern unser aller Vater!* Vor ihm sind wir alle gleich, voller Schuld und Unvollkommenheit, aber er liebt uns dennoch als *unser Vater. Und vergibt uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsren Schuldigern.*

Daran durften wir denken am andern Tag, als in *Maison Blanche*, vor den schwarzen, kahlen Kreuzen, noch einmal innere Not und Bitterkeit hochkommen wollten. Und es war die einzige bleibende Hilfe für uns alle. „*Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen; hilf, o Herr, daß wir kleines Häuflein von Menschen aus allerlei Völkern unser Leben zu Deiner Ehre verbringen, als eine kleine Gemeinde, die davon zeugt, daß Du der Herr und der Friede bist, daß in Dir allein Haß und Bitterkeit überwunden werden können. Hilf uns, mehr danach zu trachten, andere zu verstehen, als selbst verstanden, andere zu lieben, als selbst geliebt zu werden.*

Gib uns Kraft, des andern Last zu tragen, über die Grenzen hinweg.

Wir alle, die wir damals auf der Lorettohöhe und in *Maison Blanche* die einigende Kraft des Gebetes erfahren durften, das Christus selbst uns gelehrt

hat, wir können es nie mehr beten, ohne an unsere Brüder in der weiten Welt zu denken.

Zu uns komme Dein Reich! zu uns, zu allen Menschen, ohne Unterschied der Rasse und der Herkunft, denn vor Dir, Herr, gilt kein Volk mehr als das andere. Dein Reich komme zu all den kämpfenden, leidenden, hungernden, trauernden Menschen von heute.“

Im Sommer 1939 trafen wir uns zum letzten Mal — diesmal in Flandern. Überall waren noch die Spuren des letzten Krieges zu sehen, Unterstände und Drahtverhaue begegneten uns auf Schritt und Tritt, und drohend stand der neue furchtbare Krieg vor der Türe.

Täglich kamen wir in den Dünen zusammen, und nie zuvor waren unsere Gespräche so voller Ernst und Eindringlichkeit gewesen. Wir waren — der Zeit entsprechend — nicht zahlreich, aber es waren fünf Länder vertreten, und in den Morgenandachten von Etienne Bach wurde uns trotz der gespannten Lage jenes Zusammengehörigkeitsgefühl geschenkt, das uns so oft gestärkt hat.

Noch einmal aber zeigten sich die Verschiedenheiten der christlichen Auffassung, insbesondere in den Fragen, die das Verhältnis des Christen zum Staat betreffen. Während wir die Mitverantwortung des Christen betonten und seine Pflicht, einem vom Staat begangenen Unrecht gegenüber nicht schweigen zu dürfen, glaubten einige deutsche Freunde, daß solches als ein von Gott auferlegtes Gericht und Leiden zu tragen sei.

Dem Unrecht könne man nur mit der Verkündigung von Gottes Wort begegnen. Ihnen wurde geantwortet — auch von manchen deutschen Freunden — daß die Verkündigung und das Hören von Gottes Wort wohl das Primäre sei, daß aber gerade dieses Hören uns fähig machen sollte, das Unrecht, wo immer es uns begegne, zu erkennen, und furchtlos zu bekämpfen.

Doch die andern waren davon nicht zu überzeugen, und es fielen in diesen letzten gemeinsamen Tagen an der flandrischen Küste manche harten Worte den Unbelehrbaren gegenüber, und es wurde ihnen Mitschuld vorgeworfen an einem künftigen Krieg. Zur rechten Friedensaufgabe gehört ja das gemeinsame Suchen nach den Ur-

sachen des Krieges und nach der eigenen Schuld. Und als Christen haben wir für diese Schuld alle den gleichen Maßstab: das Wort Gottes, das für alle Völker die gleichen Forderungen und Verheißungen hat.

Was Worte damals nicht vermochten, das werden die Jahre des Grauens bei vielen Deutschen bewirkt haben: die Einsicht, daß man als Christ eine Mitverantwortung trägt, auch in politischen Dingen. Wie viel Ungeheuerliches wäre unterblieben und wie vieles hätte gerettet werden können, wenn von Anfang an alle Christen aus dieser Verantwortung heraus gehandelt hätten.

1939—1945.

Sechs furchtbare Kriegsjahre sind vorübergegangen seit jener letzten Zusammenkunft in Flandern. Was ist in dieser Zeit aus unserer Aufgabe geworden?

Die Menschen, die in jener Nacht auf der Lorettohöhe die einigende Kraft des Gebetes erlebt haben, sind miteinander verbunden geblieben. Mitten im Krieg bildeten sie eine kleine Gemeinde über die Grenzen hinweg. Es durfte so unter schlichten Gemeindegliedern das Band geknüpft werden, welches in der oekumenischen Bewegung die Häupter der Kirchen zu knüpfen versuchen. Daß diese Gemeinde über die Grenzen hinweg wachse und zunehme an Kraft und Bereitschaft, das wird unser künftiges Anliegen sein.

Während des Krieges ist uns noch eine neue Aufgabe anvertraut worden: Wir durften im Laufe der letzten Jahre viele Hundernte von Emigranten und Flüchtlingen aller Konfessionen und Richtungen betreuen, dazu neuerdings — in einem Sonderhilfswerk — auch noch die deutschen und österreichischen Militär-Internierten.

Unsere Tätigkeit, die im Dezember 1938 mit einem improvisierten Weihnachtsfest für die Flüchtlinge begonnen hat, ist seither ständig gewachsen. So durften wir z. B. im vergangenen Jahr 125 000 Franken und sehr viele Lebensmittel, Wäsche, Kleider und Hausrat für die Flüchtlinge empfangen und an diese weitergeben. Dazu

kamen die zahlreichen Interventionen bei den Behörden und im Rechtsausschuß der großen Flüchtlingskommission, in welcher wir vertreten sind.

Unter den Flüchtlingen waren manche, die sich für unsere oekumenische Aufgabe interessierten, und die sie später hinaustragen wollen in ihre alte oder neue Heimat. Für sie führten wir im Januar 1945, in der Heimstätte für die reformierte Jugend in Gwatt am Thunersee, einen zweiwöchigen Kurs durch, der sie zu solchem Zeugendienst besonders ausrüsten sollte. Und ein Jahr vorher, im Januar 1944, durften wir sie einladen zu einer „oekumenischen Woche“, die wir zusammen mit dem oek. Rat, auch in Gwatt, veranstalteten und an welcher sich Schweizer und Ausländer, Pfarrer und Laien beteiligten. Bei allen diesen Gelegenheiten waren wir uns wohl bewußt, daß es ein ganz großes Geschenk bedeutet, mitten im Krieg solche Friedensarbeit tun zu dürfen, mit Menschen aus verfeindeten kriegführenden Ländern!

Alle unsere „Hilfsmittel“ standen indessen im Dienste der Flüchtlinge: Unser Mitteilungsblatt wurde zu ihrem Anwalt, unser Vortragsdienst galt ihnen und dem unentwegten Kampf gegen den Antisemitismus. In unserem Kreuzritter-Heim sind Flüchtlinge untergebracht, und in den regelmäßigen Fürbitte-Gottesdiensten dürfen wir unserer Schützlinge gedenken und ebenso der Freunde in der weiten Welt.

Seit der Krieg zu Ende ist, kommen nun wieder Nachrichten von ennen den Grenzen. Wir hörten auch von Etienne Bach, der heute dort steht, wo er seine Aufgabe angefangen hat: als Offizier der französischen Besetzungsarmee in Deutschland. Die Freunde sind alle durch ungeheuer viel Leid und Bitterkeit gegangen; sie trauern um liebe Angehörige und Freunde, die auch zu uns gehört hatten und deren Verlust uns nahe geht. Sie sind umgeben von Menschen, die sich sorgen um den Alltag, um die Zukunft und um den Verbleib ihrer Angehörigen; und es ist wohl unsere nächstliegende Aufgabe, ihnen nach Möglichkeit zu helfen, Nachrichten zu vermitteln und sie — so bald es geht — für einen Erholungspause einzuladen.

Ehe ich meinen Bericht schließe, möchte ich noch auf zwei Fragen antworten, die wir oft zu hören bekommen:

„Haben wir Christen wirklich den Auftrag einer besonderen Friedensarbeit?“ Vielleicht konnten meine sehr unvollkommenen Ausführungen, die manche Arbeit der letzten Jahre nur gestreift haben, die Frage dennoch bereits beantworten. Die Ereignisse haben uns gelehrt, daß viele Menschen trotz ihres christlichen Namens nicht wach genug waren für die Gefahren und auch nicht mutig genug für deren Bekämpfung. Und es wird niemand sein, der nicht zugeben müßte, daß es gut ist, wenn Christen aller Länder sich immer wieder zusammensetzen, um gemeinsam — für sich selbst und für die andern — und im Blick auf alle, das Rechte zu erkennen und zu tun. Es gibt einen Ausspruch von Blumhardt, der wie zugeschnitten ist für unsere Aufgabe:

„In der Auseinandersetzung mit Andersgearteten sehen wir unbewußt, oft aber ganz bewußt, daß in jedem Leben und in jedem Volk Schuld ist, also auch im eigenen; daß die einen offenbar und vor jedermann in Missetaten gekommen sind, und daß bei andern die Missetat sich gleichsam verschlupft hat hinter einem ordentlichen Wesen.“

Diese Auseinandersetzung mit den Andersgearteten ist ein Stück Friedensarbeit: Wir müssen Distanz bekommen vom eigenen Volk, um es recht zu sehen, wir müssen die andern hören, um eigene Fehler zu erkennen. Wir sehen von uns aus nicht, daß wir (und wo wir) eine Belastung bedeuten für die andern — und wir kennen zu wenig die Last der andern, um sie mittragen zu können.

Unsere Aufgaben als Christen hören nicht auf bei den Landesgrenzen, und wenn wir sie auch in der weltweiten Gemeinde recht erfüllen, so arbeiten wir gegen den Krieg.

Wir hoffen, daß sich in den schweizerischen Kirchengemeinden kleine Kreise bilden werden von Menschen, deren Gewissen wach ist für alle diese Fragen. Das Anliegen der Kreuzritter ist kein „besonderes“, wie auch die Kreuzritter keine besondere Kategorie von Christen sind. Das Anliegen sollte jedem Christen wichtig sein, und es müßte so selbstverständlich im Blickfeld jeder Kirche

liegen, wie z. B. die Mission, die Liebestätigkeit u. a. m. Es hat sich aber im Laufe der Geschichte als durchaus nötig und richtig erwiesen, daß solche Anliegen von besonderen „Treuhändern“ der Gemeinde übernommen werden. Es sind mancherlei Ämter und mancherlei Gaben — warum sollte nicht auch ein oekumenisches Amt zu vergeben sein?

Hier stellt sich nun wohl noch die letzte Frage: „Gibt es auch für uns Schweizer eine Friedensaufgabe?“ Wir glauben, diese Frage ebenso bejahen zu dürfen wie die andern! Gerade für uns gilt auch jenes Wort von Blumhardt über die kleinen Vöker, deren Missetaten sich gleichsam verschlupft haben hinter einem ordentlichen Wesen. Sind sie nicht in der Auseinandersetzung mit den „andersgearteten“ Flüchtlingen sichtbar geworden? Wir brauchen kaum auf Einzelheiten einzugehen, ich möchte nur daran erinnern, daß sich auch bei uns ein Antisemitismus gezeigt hat, den viele von uns kaum vermutet hätten — und neben viel Opferfreudigkeit auch ein Egoismus, der zu vergessen schien, daß wir unsere Bewährung vor dem Krieg nicht ausschließlich unserer eigenen Vorzüglichkeit zu verdanken haben — und eine Selbstgerechtigkeit, die sich selbst zum Maßstab macht und alles Andersgeartete lieblos verurteilt. Wahrlich, wir gehören mit hinein in den Kreis der andern und wir hoffen, daß viele Schweizer zur Zusammenarbeit bereit sind.

Der Krieg ist vorbei, aber noch haben wir keinen Frieden. Die Welt ist voller Trauer und Leid und Haß und Bitterkeit. Es gibt Menschen, die reden schon in frevelhafter Selbstverständlichkeit vom „dritten Krieg“. Sicher können wir ihn nicht bannen. Wir wollen nicht in oberflächlich sentimentalem Pazifismus tun, als ob wir Menschen schon Engel wären. Aber wir dürfen andererseits den Krieg auch niemals als Selbstverständlichkeit hinnehmen und tun, als ob es in Ordnung wäre, daß es Kriege immer wieder gibt. Unsere Versuche sollen daran erinnern, daß unter Christen diese Selbstverständlichkeit zur Sünde wird, die wir zu bekämpfen haben.

Wir haben begonnen, in Zusammenarbeit mit der Wiederaufbau-kommission des schweizerischen evangelischen Kirchenbundes und

mit anderen Kreisen Kurse zu veranstalten für Leute, die daran denken, in irgend einer Weise im Ausland zu arbeiten. Wir versuchen, sie auszurüsten, damit sie an ihrem Posten, in Gewerbe oder Fürsorge, Träger unseres Anliegens sein können. Die ersten Erfahrungen, die wir machen durften, ermutigen uns zur Weiterführung der Kurse.

Wir hoffen weiter, die Jugend der durch den Krieg zerrissenen Völker bald wieder in Ferienlagern zu sammeln, um sie im Geiste Christi einander nahe zu bringen. Und wir möchten endlich überall dort mitarbeiten, wo der Kampf gegen den Antisemitismus und gegen allen Klassenhaß fortgesetzt wird.

Bei allen diesen Versuchen aber wollen wir nicht nach dem Erfolg fragen, sondern nur nach dem Auftrag:

„Lasset uns dem nachstreben, das zum Frieden dienet und was zur Besserung untereinander dienet“, in der Familie, in der Heimat und in der weltweiten Gemeinde.

Von der Arbeit der Flüchtlinge in der Schweiz

Von PAUL VOGT, evangelischer Flüchtlingspfarrer, Zürich

I. Die Notlage.

Arbeit ist Segen. Arbeitslosigkeit ist furchtbarer Fluch. Wir erlebten die Furchtbarkeit dieses Fluches in der großen Krisenzeit der Schweiz, als 120 000 arbeitslose Schweizer gezählt wurden im Jahre 1932. Damals wurden die Arbeitslager für arbeitslose Schweizer eingerichtet, um durch produktive Arbeitsleistung im öffentlichen Interesse gegen die demoralisierende Parole anzukämpfen, daß Arbeitslosenunterstützung die billigste Art der Arbeitslosenfürsorge sei. Jedes gut geführte Arbeitslager hat damals unserem Schweizervolk unschätzbare Dienste getan und große moralische Werte von Arbeitsfreudigkeit und vom Arbeitsethos durch die Krisenzeit hindurchgerettet und vor dem Ruin in Pinten und auf Gassen bewahrt.

Zehn Jahre später folgte 1942 der zweite große Flüchtlingsstrom